Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 26. 1891.

Ueber's Meer.

Novelle von **P. E. v. Areg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„O Heinrich," flehte Feddy, die Arme nach ihm ausstreckend, „bleibe bei mir! Wenn Dir der Friede fehlt für Deine Seele, komm' an mein Herz, dort wirst Du ihn finden, meine Arme sind Dir geöffnet, denn ich liebe Dich, Heinrich, ich liebe Dich!"

„Halt ein," rief Heinrich veränderten Tones und wankte vor ihr zurück, „Du rufst das Unheil, das schon seine schwarzen Fittige über Dich gebreitet hält! Der Blitzstrahl des Verderbens, das Dir droht, liegt in der Hand des Mannes, den Du liebst. Ehe diese Blätter zur Erde fallen, wird Deine Liebe in den bittersten Fluch verwandelt sein. Mich lieben, bringt Unheil, Du wirst es erfahren, mein armes Kind! O, daß ich nie geboren wäre!"

Und er stürzte davon.

* * *

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt und den Kompaß gerichtet!
Liebchen, ade! Scheiden thut weh!
Heute, da geht's in die wogende See!

So klang es drei Tage später vom Deck des „Falken", als der Anker gehoben war und das Schiff mit leicht geblähten Segeln, eine mächtige Rauch- und Dampfwolke hinter sich herschleppend, den Hafen von New-York verließ.

Der Kapitän stand auf dem Achterdeck, das Fernrohr in der Hand. Er suchte auf den Quais nach einem bekannten Gesichte, aber es war keines vorhanden. Er schob das Rohr zusammen und überschaute mit unbewaffnetem Auge noch einmal das bewegte Bild, das vor ihm aufgerollt lag.

„Menschen im Kampfe um's Dasein, wohin ich auch blicke," murmelte er vor sich hin. „So plagen wir uns vom Beginn unseres Tagewerks bis an sein Ende. Wie viel Zeit wird mir noch beschieden sein, bis ich an's Ende gelange? Ich weiß es nicht, aber daß mich diese Planken nicht wieder hierher tragen, ist gewiß."

15.

Es war einige Tage vor der Abfahrt des „Falken", als Wilhelm Arend, der Mann, den Heinrich Tappmann aufzusuchen gekommen war, den Broadway hinunter ging. Er wandte sich dem Inneren der Stadt zu und trat, nachdem er nur wenige Straßen durchschritten, in das erste beste Boardinghaus, auf das er stieß.

Er verbrachte hier die Nacht in einem leidlich guten Bette, ohne daß ihn Jemand nach Name, Stand und Gewerbe fragte; es genügte vielmehr vollkommen, daß er den Betrag für das Nachtquartier erlegte, bevor er zu Bette ging; befand er sich doch im Lande der Freiheit, wo es dem Belieben des Einzelnen überlassen ist, zu thun und zu treiben, was ihm gerade gut dünkt, ohne sich dabei jeden Augenblick bereit halten zu müssen, der hochwohllöblichen Polizei über seine Zwecke und Absichten Rechenschaft abzustatten.

Er begnügte sich übrigens hier mit einem Aufenthalte über Nacht, am anderen Morgen schon zu früher Stunde nahm er im Schänkzimmer unten statt eines Frühstücks ein Glas brandy and water zu sich und verließ das Haus.

Er schlug den Weg nach dem Hafen ein.

Er war auf dem Wege, sich über seine früheren Gedanken Gewißheit zu verschaffen. Dazu gehörte vor allen Dingen eine genaue Beobachtung dessen, was Kapitän Allings vornehmen würde.

Daß in einer Stadt von der Größe New-Yorks die Beobachtung eines einzelnen Mannes durch einen einzelnen Mann auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten

Kreuzfidel. (S. 203)

stoßen würde, hatte er sich keinen Augenblick verhehlt, sondern klar vor die Seele gestellt. Aber ebenso gut hatte er sich gesagt, daß gerade in diesem Falle es doch gar vielerlei Umstände gebe, die ihn bei seinem Vorhaben wesentlich unterstützen müßten.

Zunächst gehörte der Kapitän zu seinem Schiff. Hier lag der Ausgangspunkt für seine Nachforschungen, vom „Falken" aus mußte er versuchen, sich an Allings' Sohlen zu heften, wenn er ergründen wollte, ob und wo jene geheimen Verbindungen lägen, die nach seiner Anschauung der Kapitän deshalb vor ihm geheim halten zu wollen schien, weil er sich seinem ferneren Aufenthalt in Pennsylvanien mit so vieler Entschiedenheit widersetzt hatte.

Er war von der Annahme ausgegangen, daß der Kapitän die erste Nacht im Hafen am Bord seines Schiffes zubringen werde; es gab ja in der Regel so manche lästige Verhandlung mit der Hafen-, Zoll- und Polizeibehörde, die am geeignetsten und raschesten nur durch den Kapitän selbst abgemacht werden konnten, wenn er auch später allen sonstigen Kollisionen lieber aus dem Wege ging.

Allein diese Berechnung Arend's erwies sich nicht als den Thatsachen entsprechend. Kapitän Allings hatte ja bereits am Mittag des vorhergehenden Tages den „Falken" verlassen, und Arend erkannte seine Abwesenheit bald, als er sich wiederholt dem Schiffe so weit näherte, um mit seinem scharfen Auge die an Deck weilenden und beschäftigten Personen erkennen zu können. Er konnte dies ohne Gefahr thun, weil unter den Tausenden von Menschen, welche die Neugierde oder die Arbeit auf den Quais festhielt, der Einzelne so gut wie verschwand. Wäre Kapitän Allings an Bord gewesen, so hätte er ihn zweifellos unter den auf Deck Thätigen entdeckt; daß er fehlte, bewies, daß er sich überhaupt nicht an Bord befand.

Aber Wilhelm Arend hatte ja Zeit genug, und er war keineswegs der Mann, der eine einmal in seinem Kopfe entstandene Absicht so bald wieder aufgab. Er wartete mit all' der Gemächlichkeit und Ruhe, die ein Unbeschäftigter aufzuwenden hat, dem nichts zu thun übrig bleibt, als sich die Langeweile zu vertreiben. Er schlenderte auf dem Quai auf und ab, betrachtete hier das Löschen und dort das Einladen der Frachten, sah der Riesenarbeit der großen Dampfkrahne zu, die mit spielender Leichtigkeit Hunderte von Centnern aus dem Bauche der Schiffe hoben, oder beschäftigte sich mit der Beobachtung des Kommens und Gehens der verschiedenartigen, kaum zählbaren Fahrzeuge, die den Hafen belebten. Aber immer in bestimmten Zwischenräumen, die mit Umsicht so bemessen waren, daß wenig Wahrscheinlichkeit vorlag, es könne innerhalb derselben ein Besuch des Kapitäns auf seinem Schiffe erfolgt sein, kehrte er in die Nähe des „Falken" zurück und ließ sein scharfes Auge über das Deck des Schiffes streichen, ob er nicht den Mann dort zu entdecken vermöchte, den er erwartete.

Aber schon war der Morgen dahingeschwunden und die Mittagszeit nahte heran, ohne daß seine Bemühungen von irgend welchem Erfolg begleitet gewesen wären.

Endlich aber fand sich seine Zähigkeit doch belohnt. Es war kurz vor zwölf Uhr, als er abermals in die Nähe des „Falken" zurückkehrte, da sah er deutlich die hohe Gestalt des Kapitäns Allings an Deck, der mit seinem Steuermann sprach. An der Backbordseite lag das kleine Boot, das ihn auf's Schiff gebracht haben mußte.

Es währte nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit, bis sich der Kapitän anschickte, das Schiff wieder zu verlassen. Arend sah deutlich, wie er auf der Schiffstreppe wieder in das Boot hinunter stieg. Jetzt galt es, so rechtzeitig die Landungsstelle für die Boote zu erreichen, daß ihm der Kapitän von dort aus nicht aus den Augen kam. Er wußte gut genug, wie viel schneller der Ruderschlag die Entfernung auf dem Wasser zurücklegt, als der Schritt des Menschen auf dem Lande. Aber er kannte auch die Schwierigkeiten, die ein ruderndes Boot in diesem Gewirr von Fahrzeugen aller Art zu überwinden hatte. Er war deshalb sicher, sein Ziel zu erreichen, und er kam rascher vorwärts, als er selbst geglaubt hatte. Er drängte und schob sich mit außerordentlicher Gewandtheit durch die Tausende, die ihm im Wege waren, und gewann so in der That einen Blick vom Quai aus auf die Landungstreppe gerade in dem Augenblicke, als das Boot des Kapitäns dort anlegte. Nun folgte er ihm in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, ohne ihn aus dem Gesichte zu verlieren; die hohe Gestalt Allings', der mit seinem weißen Hute aus Reisstroh den größten Theil der ihn umfluthenden Menge um eine halbe Kopfeslänge überragte, diente ihm als bester Wegweiser, während seine weit kleinere eigene Gestalt im Gewirr des Publikums fast verschwand.

Der Weg führte durch die Straßen vom Hafen aus nach dem Broadway und diesen hinauf. Vom Broadway bog Allings in die achte Straße ein, in der das Centralhotel lag. Hundert Schritte weiter verschwand der weiße Strohhut: die Thorfahrt des Hotels hatte seinen Träger aufgenommen.

Arend machte in dem Augenblicke, in dem der weiße Strohhut seinen Augen entschwand, Halt und befleißigte sich der Besichtigung des Schaufensters eines Juweliers mit Emsigkeit. Aber er ließ die Stelle keine Sekunde aus den Augen, auf welcher er Allings hatte verschwinden sehen; es war möglich, daß der Kapitän dort in einen Laden eingetreten war, um eine Bestellung zu machen oder etwas zu kaufen, und in diesem Falle mußte er nach einiger Zeit wieder auftauchen.

Aber er wartete vergebens. Der weiße Strohhut erschien nicht wieder.

Dies ließ ihn nach geraumer Zeit seinen Weg fortsetzen. Und als er bei dieser Gelegenheit an die bewußte Stelle kam, gab ihm die Thorfahrt des Centralhotels genügende Auskunft, wo Kapitän Allings geblieben war.

Jetzt war es weiter nöthig, festzustellen, ob der Kapitän in dem Hotel sein Quartier aufgeschlagen oder dasselbe zu einem sonstigen Zwecke betreten hatte. Die Stunde des Mittagessens war da, und damit war die Möglichkeit nahegelegt, daß Allings hier vielleicht nur deshalb eingetreten war, um dasselbe einzunehmen.

Das mußte also abermals abgewartet werden. Arend schlenderte an dem Hotel vorbei eine mäßige Entfernung die Straße abwärts, und zwar so weit, daß man von den Fenstern des Gasthauses aus nicht leicht seine Person in Augenschein nehmen konnte. Dabei ließ er das Thor immer nur auf sehr kurze Zeit aus den Augen. Nachdem er so weit gekommen war, mußten seine heutigen Entdeckungen zu einem vollgiltigen Resultate gelangen.

Er hörte die Glocke im Hotel, die zum Mittagessen rief.

Das bedeutete ein Warten von zwanzig weiteren Minuten.

Als diese Zeit verstrichen war, verließ eine größere Menge von Personen durch die Thorfahrt das Hotel — es waren offenbar diejenigen Mittagstischgäste, welche entweder unmittelbar nach dem Essen wieder an ihre Geschäfte gingen, oder in dem Hotel ihr ständiges Quartier nicht hatten.

Allings fehlte unter ihnen.

Arend wartete eine weitere Viertelstunde, der Kapitän erschien nicht.

Nunmehr war er der festen Ueberzeugung, daß Allings im Hotel wohne. Dies war für heute das, was er wissen wollte.

Aber er zögerte keinen Augenblick, die gemachte Entdeckung für seine weiteren Zwecke auszunutzen.

Schon so lange er wartete, hatte er die Fronten der in nächster Nähe dem Gasthaus gegenüber liegenden Häuser einer genauen Besichtigung unterworfen. An verschiedenen Fenstern dieser Häuser hingen Tafeln von roth überzogener Pappe, welche anzeigten, daß dort Zimmer zu vermiethen seien.

Er prüfte noch einmal die sich ihm bietenden Gelegenheiten mit Aufmerksamkeit und ging dann auf die Thür eines großen vierstöckigen Gebäudes zu, hinter welcher er verschwand.

Er trat bei dem Hausmeister ein und fragte, ob er das Logis in Augenschein nehmen könne, auf das er durch den Aushang am Fenster aufmerksam gemacht worden sei.

Der Mann führte ihn vier Treppen hinauf und schloß die Thür zu den von ihm bezeichneten Räumen auf.

Es war ein kleines zweifensteriges Zimmer, mit ziemlich einfacher Einrichtung, an welches ein zum Schlafen eingerichtetes Kabinet stieß.

Arend betrachtete die Räume flüchtig und trat an das eine Fenster, das er öffnete, um auf die Straße zu blicken. Er sah, daß die Thorfahrt zum Centralhotel diesem Fenster schräg gegenüber lag; von hier aus war er vollkommen im Stande, Jeden genau in's Auge zu fassen, der jene Thorfahrt passirte.

„Ich finde Raum und Lage nicht übel," sagte er sich umwendend, „wie hoch stellt sich der Preis?"

„Das kommt darauf an, für welche Zeit Sie die Wohnung miethen, Sir," lautete die Antwort.

„Sagen wir also vorläufig auf einen Zeitraum von vierzehn Tagen."

„In diesem Falle auf einen Dollar für den Tag, Sir."

„Gut, ich nehme das Logis für den genannten Zeitraum. Sie werden mich wahrscheinlich wenig zu Gesichte bekommen, da ich mit Geschäften der verschiedenartigsten Beschaffenheit überhäuft bin. Deshalb wünsche ich auch in der Zeit, während ich zu Hause bin, in keiner Weise gestört zu werden. Das Reinigen des Zimmers darf erst dann geschehen, wenn ich den Schlüssel in Ihre Loge gebracht habe."

„Ihre Wünsche werden in jeder Weise berücksichtigt werden, Sir."

„Da ich ein durchaus unstäter Miethsmann sein werde, bleibt es das Beste, wenn ich Ihnen den Betrag der Miethe für vierzehn Tage hiermit einhändige. Sie sind damit gleichzeitig für den Fall gedeckt, daß ich eines schönen Tages nicht wieder kommen sollte, was durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört."

Der Portier empfing das Geld und dankte mit einer Verbeugung.

„Mein Name ist Palmer, Mister Palmer aus Chicago, behalten Sie das wohl für den Fall, daß Briefe für mich eingehen oder sonst nach mir gefragt werden sollte."

„Sehr wohl, Mister Palmer."

Der Portier verbeugte sich nochmals und ließ Arend allein.

Letzterer nahm nur eine ganz oberflächliche, nochmalige Besichtigung der Räume vor und folgte keine fünf Minuten später dem Portier die Treppe hinunter, nachdem er das Zimmer verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt hatte. Der Körper forderte sein Recht; er war seit sechs Uhr Morgens auf den Beinen, ohne einen Bissen genossen zu haben, und jetzt war es fast drei Uhr Nachmittags.

Er ging in dem Bewußtsein fort, daß er innerhalb der nächsten Stunden hier nichts zu versäumen habe, denn Allings hielt jetzt offen-

bar seine Siesta, und es war deshalb unwahrscheinlich, daß er etwas vornehmen könnte, was für Wilhelm Arend ein besonderes Interesse hatte.

Letzterer blieb übrigens nicht länger als höchstens eine halbe Stunde fort, genau die Zeit, die er brauchte, um ein kräftiges Mittagessen zu sich zu nehmen.

Sobald er zurückkam, machte er es sich so bequem, als es die Verhältnisse eben erlaubten. Er trug einen zweiten Stuhl in die Fensternische, machte sich den Sitz mittelst der vom Sopha entnommenen Ruhekissen so zurecht, daß er sich behaglich darauf niederlassen konnte, zündete sich eine Cigarette an und war damit für seinen Beobachtungsposten ausgestattet.

Mit unerschütterlicher Ruhe und Ausdauer behielt er die Thorfahrt zum Centralhotel im Auge und kontrolirte die Ein- und Ausgehenden. So trieb er es, bis die abendliche Dunkelheit hereinbrach, und so seinen weiteren Bemühungen ein Ziel gesetzt wurde.

Er konnte mit den Resultaten seiner Beobachtungen am Nachmittage weit weniger zufrieden sein, als mit seiner Exkursion am Vormittage. Der Nachmittag hatte ihm in der That durchaus nichts Neues gebracht; aber man mußte eben Geduld haben: was der heutige Tag versagte, konnte der morgende gewähren.

Und dem war in der That so.

Er saß am anderen Morgen noch keine Stunde in seiner Fensternische, als er die buntgestickte Reisetasche des Kapitäns auf der Schulter des Schwarzen aus der Thorfahrt kommen und die Straße hinabwandern sah. Diese Tasche war ihm eine gute alte Bekannte; sie hatte während der Ueberfahrt zu Jedermanns Ansicht in der Kajüte des Kapitäns gehangen, und er selbst hatte sich wiederholt das Stickmuster betrachtet.

Das Erscheinen der Tasche deutete er verständiger Weise lediglich so aus, wie es in der That gedeutet werden mußte: Kapitän Allings verreiste.

Nun kam aber unmittelbar hinter dieser Auslegung für ihn die wichtigste aller Fragen für diesen gegebenen Augenblick: Wohin?

Er hatte sich, als er sich das Gerippe seines Planes schuf, mit der Absicht getragen, dem Kapitän bei seiner etwaigen Abreise genau in eben derselben Weise nachzufolgen, als er das gestern gethan hatte, sobald er im Hafen seiner habhaft geworden. Heute gab er diesen Plan auf. Und das geschah aus zweierlei Gründen. Einmal sagte er sich, daß er in den nach einem oder dem anderen außerhalb des Rayons der inneren Stadt belegenen Bahnhöfen führenden Straßen bei Weitem nicht diejenige gute Deckung finden werde, welche ihm das Menschengewirr gestern geboten. Zum anderen aber zog er die Wahrscheinlichkeit in Erwägung, daß Allings den ziemlich weiten Weg nicht zu Fuß, sondern zu Wagen zurücklegen würde, was ihn zwingen müßte, die Verfolgung in der gleichen Weise einzuleiten. Das konnte aber unter keinerlei Umständen so geschehen, daß es nicht mindestens einigen Personen aufgefallen wäre, und das zu vermeiden, war bei seiner überhaupt von vornherein bewiesenen Vorsicht unbedingt ein Umstand, der nicht aus dem Auge gelassen werden durfte.

Diese Erwägungen bestimmten ihn, das Manöver einzuschlagen, das später Mister Churchill Heinrich Tappman berichtet hatte. Er lief Gefahr dabei, daran war kein Zweifel, aber blieb ein anderes Mittel übrig? Er sann, und sann, aber er kam auf keines. Und während er noch mit seinen Erwägungen beschäftigt war, kam auch schon Allings drüben aus der Thorfahrt und schlug dieselbe Richtung ein, welche der Schwarze mit seiner Reisetasche zuvor genommen hatte.

Jetzt war es überhaupt zu spät, Allings noch zu folgen. Arend wartete ruhig noch eine Stunde, bis er annehmen konnte, der Neger, der auf dem Bahnhofe höchst wahrscheinlich den von dem Kapitän gewählten Bestimmungsort erfahren haben mußte, schon der Aufgabe des Gepäckes wegen, sei zurückgekehrt. Nach dieser Frist ging er mit all' der Unverschämtheit, über die er zu verfügen hatte, hinüber in's Hotel und fragte.

Den Erfolg hatte der amerikanische Polizeibeamte seinem deutschen Kollegen berichtet.

Als Arend zurückkam, war er für den ersten Augenblick einigermaßen bestürzt. Er kannte New-York wie seine eigene Tasche, denn er war oft genug in seinem Leben hier gewesen; allein was darüber hinaus in's Land hinein lag, war ihm vollkommen unbekannt.

Hazleton? Seinen geographischen Kenntnissen nach konnte es ebenso gut im Monde, als vor den Thoren New-Yorks liegen.

Aber dieser Unkenntniß ließ sich abhelfen.

Hier war seine Thätigkeit für heute und die nächsten Tage voraussichtlich beendet; der Mann, den er beobachtet hatte, war abgereist, das bedeutete für ihn zunächst Ferien.

Er fuhr an demselben Mittage nach Philadelphia, weil er sich mit dem Wunsche trug, sich zu amüsiren, was er denn auch dort nach Kräften that. Als er zurückkam, waren seine Taschen merklich leerer, als vorher. Auch wußte er jetzt ganz genau, in welcher Gegend Hazleton lag, und welche Eisenbahnlinie er benutzen mußte, um es zu erreichen.

Er nahm für mehrere Tage wieder seinen Beobachtungsplatz am Fenster ein.

Von ihm aus fand er Gelegenheit, Heinrich Tappmann in der Gesellschaft des Kapitäns wiederholt an dem Tage zu sehen, der sie am Abend vereinigt auf's Neue nach Hazleton führte.

Er machte sich einige Gedanken über den Begleiter seines Schwagers, aber er war weit entfernt davon, eine auch nur leise Ahnung davon zu haben, welche Bewandtniß es eigentlich mit diesem ihm unbekannten Manne hatte.

Nun aber kam es, daß Arend von seinem Beobachtungsposten aus tagelang nichts mehr vom Kapitän Allings bemerkte.

Das veranlaßte ihn zu einem Besuche im Hafen. Aber der „Falke" war fort; er fand ihn nicht mehr.

16.

Was Heinrich Tappmann bei umsichtiger und verständnißvoller Abwägung aller Verhältnisse als das Resultat seiner Erwägungen aufgefunden hatte, daß Wilhelm Arend nämlich die Entfernung des Kapitäns Allings erst erwarten werde, bevor er sich entschlösse, einen Abstecher nach Hazleton zu machen, das erwiesen die Thatsachen als vollkommen zutreffend.

Arend hatte kaum durch seinen Besuch im Hafen die Abreise des „Falken" festgestellt, als er sofort daran ging, seinen längst beabsichtigten Besuch in dem Städtchen Hazleton zu machen.

Er fuhr am Nachmittag des dritten Tages hinaus, an dessen Vormittag er die Abreise des Schiffes in Erfahrung gebracht hatte; es war dies bereits der dritte Tag, nachdem der „Falke" thatsächlich den Hafen von New-York verlassen hatte.

Nur in sehr seltenen Fällen zeigte des Kapitäns Schwager Geneigtheit, sich in eine Unterhaltung einzulassen, und dieser geringe Drang nach Mittheilung schwand Fremden gegenüber vollständig. So saß er auch jetzt während der Fahrt in der Ecke seines Wagens gleichgiltig und stumm, rauchte seine Cigarette und hörte kaum auf die Unterhaltung seiner Mitpassagiere, die sich in keiner Weise um ihren stillen Gefährten bekümmerten.

Der Abendzug kam erst um acht Uhr in der Stadt an, es war also bereits dunkel. Arend schloß sich ohne weiteres Fragen den Passagieren, die hier den Zug verließen, an; sie mußten unzweifelhaft den rechten Weg vom Bahnhofe nach der Stadt einschlagen, und er in dieser Weise sicherlich an seinen Bestimmungsort gelangen.

Sobald er die Stadt erreichte, war seine erste Sorge, sich nach einem Quartiere für die Nacht umzusehen. Er war völlig fremd und unbekannt mit Straßen und Gassen, allein das war für einen Mann seines Schlages gerade kein Unglück. Er kam auf den Marktplatz und sah dort die erleuchteten Fenster des Washington-Hotels, die ihn mit ihrem freundlichen Lichte einzuladen schienen, näher zu treten; er besann sich aber und kehrte dem Gasthause den Rücken, indem er sich sagte, daß er in demselben höchst wahrscheinlich eines der ersten Hotels vor sich habe, und unter allen Umständen augenblicklich besser daran thun werde, sich mit der Einkehr in einem bescheideneren zu begnügen. Deshalb setzte er seinen Weg fort, schlenderte durch die verschiedenen vom Markte abzweigenden Hauptstraßen und stieß dabei nach einigem Suchen auf ein kleineres Gebäude, auf dessen buntgläserner Laterne zwar der stolze Name „Pacific-Hotel" stand, das aber seinem ganzen bescheidenen Aeußeren nach sich für Arend's Zwecke weit passender erwies, als das stolze Haus am Markte. Hier trat er ein.

Der ganze untere Raum bestand aus einer sehr geräumigen Schänkstube, in der eine Anzahl Personen um die verschiedenen Tische gruppirt saßen, wie sie eben der Zufall zusammenführt hatte. Er setzte sich an den ersten besten Tisch, den er leer fand, fragte, ob er über Nacht hier bleiben könne, und verlangte, als man dies bejaht hatte, ein Glas Bier.

Sobald er sich eine neue Cigarette angezündet und sein Glas angetrunken hatte, begann er mit dem gleichgiltigen Auge des Fremden, das auf lauter unbekannte Menschen zu stoßen erwartet, eine kurze Musterung der in dem Zimmer anwesenden Personen.

Aber dieser Musterung folgte nach einem kurzen Rundblicke ein leichtes, augenblickliches Zusammenfahren: drüben an dem Tische ihm gegenüber saß im harmlosen Gespräche mit einigen Anderen der Mann, den er vor wenigen Tagen in der Begleitung des Kapitäns Allings gesehen hatte, und über dessen Persönlichkeit ihm bei dieser Gelegenheit so verschiedene, jetzt wiederkehrende Gedanken gekommen waren. Sein Erschrecken nahm nicht mehr als die Zeit einer Sekunde in Anspruch, in der nächsten wandte sich sein Auge ruhig wieder von jenem Tische ab und setzte seine Umschau im Zimmer fort. Aber es kehrte wiederholt mit Blitzesgeschwindigkeit, auch wenn er nach einer anderen Seite zu sehen schien, zu der ihm auffälligen Persönlichkeit zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Kreuzfidel.

(Mit Bild auf Seite 201.)

Ueberall wissen die Mädchen das „zweierlei Tuch" ganz besonders zu schätzen, und auch die beiden frischen Sennerinnen auf unserem Bilde S. 201 (nach einem Gemälde von Paul Hofer) betrachten den Nazi mit noch ganz anderem Wohlgefallen, seitdem er des Kaisers Montur trägt, mit der er jetzt während seines Urlaubs in der Heimath umherstolzirt. Während er mit sorgsam unterlegtem Taschentuch auf dem rußigen Herde sitzt, weiß er durch seine Schwänke die Mädchen so vorzüglich zu unterhalten, daß seine „kreuzfidele" Stimmung auch auf sie übergeht. Dabei vergißt der Nazi jedoch auch nicht, gebührend für sein leibliches Wohl zu sorgen, und mit Wohlbehagen schenkt er sich soeben mit dem ihm gastfreundlich gespendeten „Stoff" das Gläschen voll, um es dann auf das Wohl der kernfesten Dirnen mit einer neuen lustigen Redensart zu leeren.

Das Hohenstaufenschloß zu Kayersberg im Elsaß.

(Mit Abbildung.)

Bei Rappoltsweiler im Elsaß liegt am Eingang des freundlichen Weiß-Thales das hübsche Städtchen Kayersberg. Dasselbe war ehemals freie Reichsstadt und ist bereits im Anfang des 13. Jahrhunderts von Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen gegründet. Noch heute wird der Ort von den Ruinen der alten Kaiserburg überragt, die sich, wie unser untenstehendes Bild gewahren läßt, malerisch auf einer Höhe am Ufer der Weiß erhebt. Nur noch der feste Wartthurm auf dem Gipfel der Anhöhe und einzelne Mauern sind von der ehemaligen stolzen Veste erhalten, die wie so manche andere prächtige Fürsten- und Herrensitze im dreißigjährigen Kriege erstürmt und verwüstet wurde. Immerhin lohnt sich aber für den Reisenden ein Besuch des Städtchens, nach dem sich auch der berühmte Kanzelredner des 15. Jahrhunderts, Johannes Geiler, nannte, der dort bei seinem Großvater die erste Bildung erhalten hatte. Die aus dem 13. Jahrhundert stammende Kirche ist sehenswerth und enthält verschiedene gute Skulpturwerke.

Das Hohenstaufenschloß zu Kayersberg im Elsaß.

Der Schädelthurm bei Nisch.

(Mit Bild auf S. 205.)

Bei der serbischen Stadt Nisch steht noch ein schauriges Denkmal türkischer Barbarei und Säbelherrschaft, nämlich der sogenannte Schädelthurm, Tjele-Kula, von dem wir auf S. 205 eine Ansicht bringen. Es ist die Schädelstätte der serbischen Freiheitskämpfer, welche in dem großen serbischen Aufstand von 1809 gegen das Türkenjoch bei dem vergeblichen Sturme auf die Festung Nisch am 19. Mai hier verbluteten. Den Gefallenen ließ der türkische Pascha die Köpfe abhauen und bezahlte für jeden Kopf 25 Piaster. Dann mußten die Kürschner von Nisch die Köpfe abziehen und die Schädelhäute ausstopfen, die nun als Trophäen nach Konstantinopel geschickt und am alten Serail aufgesteckt wurden. Vor Nisch aber ließ er, den Serben zu schrecklicher Warnung, einen viereckigen Thurm aus Backsteinen bauen und zwischen den Backsteinen reihenweise die Schädel der serbischen Kämpfer einmauern. Es waren im Ganzen 952 Köpfe — ein grauenhafter Anblick. Noch heute, wo Serbien längst frei vom Türkenjoche ist, erhebt sich die Ruine des Schädelthurmes bei Nisch als ein Wahrzeichen der serbischen Freiheitskämpfe.

Kiel oben.

Geschichte einer Mädchenliebe.

Von **A. O. Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Im Hauche der Morgenluft kräuselt sich die bläuliche, glatte Fläche des See's, und silbern erglänzen die Wellen, die den gleichmäßigen Spiegel glitzernd unterbrechen. In sanftem Roth erglänzt der östliche Himmel, allmälig in Gold übergehend und dann leuchtend, als Vorbote der langsam emporsteigenden Sonne.

Die weite Fläche des Wassers ist umkränzt von Wald und Busch. An der westlichen Seite liegt ein Dorf, und an der östlichen, mehr als eine halbe Meile von letzterem entfernt, eine Villenkolonie, bewohnt von Sommergästen aus der nahen Großstadt. Diese huldigen natürlich dem Wassersport; ihre Villen liegen dicht am Ufer, und jede Villa hat einen kleinen Hafen, in dem das Bootshaus steht.

Trotz der frühen Morgenstunde schreitet von einer der Villen herab ein vielleicht siebenzehnjähriges Mädchen zum Bootshause, das sie mit dem Schlüssel öffnet, um dann leicht und sicher über die Laufplanke hin in das prächtige Lustfahrzeug zu steigen, das unter ihren Schritten schwankt und schaukelt. Im Heck, wo für den Steuernden eine Sitzbank angebracht ist, kauert sie sich nieder, um auf das Gekräusel des See's und auf die hell erleuchtete Fläche der Wolken hinüberzusehen, unbeweglich und in Schweigen verharrend. Die jugendlichen Formen des Mädchens verhüllt ein weißes Kleid. Es ist einfach und nur mit einem bunten Bande geschmückt, und doch kleidet es die Trägerin besser als manche Fürstin der Hermelinmantel.

Zu der Einfachheit der Kleidung kommt der Zauber der Jungfräulichkeit, der über dieses schöne, unschuldige Wesen ausgegossen ist. Ihr dunkles Haar, das in zwei langen Zöpfen über den Rücken fällt, gibt ihrem Gesicht etwas Kindliches und doch liegt in ihren Augen ein eigenthümlicher Zug, ein fragendes Etwas, das nicht mehr einem Kinde angehört.

Es liegt etwas Betäubendes, Magnetisirendes in dem langen Hinausstarren auf die Wolken und den glitzernden See. Die Augen des jungen Mädchens kehren sich gewissermaßen nach innen, und vor ihr selbst erschließt sich zitternd ihre Seele, um sie zum ersten Mal in ihrer innerstes Selbst hineinschauen zu lassen. Es zuckt um die Mundwinkel des Mädchengesichts, und ein finsterer Zug legt sich um die umflorten Augen.

— — — —

So klar und rein, wie die lachende Landschaft in der Morgenbeleuchtung, lag vor ihr selbst bis vor kurzer Zeit ihre Seele. Sie kannte keine Störungen in dem Gleichgewicht ihres Innern, außer denjenigen, die auch das Kind empfindet, Störungen, die durch Aeußerlichkeiten hervorgerufen werden und die niemals dauernden Einfluß gewinnen können. Seit einem Vierteljahr erst war sie in das Elternhaus zurückgekehrt, und der herbste Schmerz ihres Lebens erwuchs ihr, als sie sich von ihren Altersgenossinnen im Pensionat trennen mußte, um in die Welt hinauszutreten. Sie hatte keine Furcht vor dieser Welt, die so klar, so lachend,

Der Schädelthurm bei Nisch. (S. 204)

so freudeverheißend vor ihr lag, aber es that ihr leid, Abschied nehmen zu müssen von ihren Freundinnen und Vertrauten.

Zwar sie kehrte in das Elternhaus zurück, das sie bisher nur auf kurze Zeit im Jahre besucht hatte, aber dieses Elternhaus bot für ihr empfindsames Gemüth durchaus nicht so viele Annehmlichkeiten. Eine kranke Mutter, seit Jahren an das Bett gefesselt, von schweren körperlichen Leiden auch geistig abgestumpft und nur noch ihren Launen und dem Gedanken lebend, von ihrer Umgebung vernachlässigt zu sein; dazu ein lebenslustiger, noch in voller Manneskraft stehender Vater, der wohl durch dieselben traurigen Umstände, welche seiner Frau die Gesundheit raubten, das Interesse an ihr und der Familie verloren hatte und seinen eigenen Weg ging. Ueber Vernachlässigung seinerseits konnte sich die Tochter zwar eigentlich nicht beklagen; er sorgte für sie, so weit es äußeren Aufwand und Luxus betraf, auf das Reichlichste, aber nie waren zwischen ihnen Herzenstöne gewechselt worden. Ein flüchtiger Kuß, wenn sie auf Besuch nach Hause kam, ein flüchtiger Kuß, wenn sie ging mit dem Gefühl, aus einer Krankenstube erlöst zu sein und wieder unter die lachenden und plaudernden älteren Genossinnen zu kommen, das war Alles.

Auch jetzt bei ihrer dauernden Anwesenheit im Elternhause hatte sich kein intimeres Verhältniß zwischen ihr und dem Vater entwickelt. Sie hatte eigentlich nur einen Umgang, und zwar eine um einige Jahre ältere Dame aus der Nachbarschaft, die einzige Tochter einer Wittwe, die in guten Verhältnissen, aber in vollster Abgeschiedenheit lebte. Gerade auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, zwischen Mädchen und Weib, spielt aber der Altersunterschied eine große Rolle, und deshalb war auch zwischen den beiden Mädchen von einer eigentlichen Freundschaft keine Rede. Die Aeltere versuchte die Jüngere sanft zu bemuttern und verlangte von ihr zum Mindesten, daß sie ihre Ideen nach den ihrigen einrichtete, und doch erstreckten sich diese Gedanken nur auf die Vergötterung eines Bruders, der weit entfernt in fernen Meeren war und der in nächster Zeit wiederkehren sollte. Zuerst erweckten diese Gespräche das Interesse des jungen Mädchens, aber schließlich dachte sie nur noch mit Schrecken an diesen unübertrefflichen Bruder, und ihre Besuche bei der Freundin wurden immer seltener.

Eines Tages war sie wieder einmal hinüber gegangen; sie fand die beiden Damen in freudiger Aufregung, denn der längst Erwartete war endlich gekommen und bald darauf wurde sie dem keck dreinblickenden jungen Mann vorgestellt, dessen Aeußeres einen so guten Eindruck auf sie machte, daß sie sich förmlich darüber ärgerte. Sie hätte sich gefreut, wenn dieser vergötterte Bruder innerlich und äußerlich gleichmäßig häßlich gewesen wäre, aber leider war das Gegentheil der Fall. Sie fühlte sich infolge dessen — zu ihrer eigenen Schande mußte sie sich das gestehen — ihm gegenüber so befangen und verlegen, daß alle ihre Erziehung im Pensionat, die doch nur darauf berechnet war, sie als junge Dame in der Welt glänzen zu lassen, vergebens gewesen schien. Sie empfand ferner auch bald gegen den jungen Mann eine Abneigung, weil er so keck und so wenig sich nach der sonstigen gesellschaftlichen Schablone richtend mit seiner Schwester und auch mit ihr selbst verkehrte.

Sie empfand darum das Bedürfniß, ihm auszuweichen, und nun schon seit vier Tagen war sie nicht zu der älteren Freundin hinübergegangen. Es that ihr wohl, so ihren Trotz zeigen zu können, und doch empfand sie ein Gefühl der Bitterkeit, das sie nicht los werden konnte, ein Gefühl der Bitterkeit darüber, daß sie die Schwächere war, daß sie weichen, daß sie sich zurückziehen mußte vor diesen Leuten, denen sie nie feindlich gegenüberstand, denen sie gar keine Veranlassung bot, sie kränkend zu behandeln.

Sie würde mit keinem Menschen ein Wort über ihren Seelenzustand sprechen, denn er kommt ihr selbst so unendlich lächerlich und doch so verzweifelt vor. Aber die ganze Nacht fast hat sie schlaflos zugebracht, und nur hin und wieder ist sie in einen traumvollen Schlummer gefallen, aus dem sie immer wieder aufschreckte, bis sie sich entschloß, ihr Lager und ihr Zimmer zu verlassen und draußen ihre Stirn in der frischen Morgenluft zu kühlen.

Wenn sie nur Jemand hätte, mit dem sie vertrauensvoll über sich selbst sprechen könnte, wie wohlthuend würde sie das empfinden. Aber im Elternhause bietet sich ihr Niemand; denn mit dem Vater ein solches Gespräch anzuknüpfen, würde sie nicht wagen, von der kranken Mutter würde sie nicht verstanden werden, und die Freundin, die Schwester jenes Mannes, würde doch nichts thun, als über den Seelenzustand der Jüngeren zu spotten. —

Der Schlag zweier Ruder weckt das Mädchen im Boot aus seinen Träumen. Dicht neben dem Segelboot, in dem sie sitzt, sieht sie ein kleines Rennboot, in dessen Mitte der Ruderer sitzt, der jetzt nur mit dem rechten Riemen arbeitet, um sein Skiff bis an das Boot heranzubringen. Sie sieht diesen Ruderer, und Leichenblässe überzieht auf einen Augenblick ihr Gesicht, um dann der tiefsten Röthe Platz zu machen.

„Guten Tag, Fräulein Marie," ruft fröhlich der junge Mann und schwenkt seine weiße Leinwandmütze mit dem gerade abstehenden Schirm. „Sie sehen, auch andere Leute stehen so früh auf wie Sie und genießen den Morgen. Sie erwarteten mich gewiß nicht?"

Welche dreiste Zumuthung von diesem jungen Mann, zu glauben, daß Marie ihn erwarte!

„Wo haben Sie Ihr Fräulein Schwester?" fragt sie ausweichend und wendet ihr Gesicht weg, denn unter dem Blick dieser kecken, lebensfrischen Augen, die aus dem jugendlichen Gesicht ihr entgegenblitzen, fühlt sie sich wiederum so befangen und verlassen, daß sie fliehen möchte, wenn sie sich dessen nicht schämte.

„Meine Schwester schläft noch, glaube ich, und ich wollte sie nicht stören; auch hätte ich hier im Skiff keinen Platz für sie gehabt, und es lag mir daran, möglichst schnell zu Ihnen herüberzukommen."

Er hat jetzt das niedrige Skiff bis dicht an den Bord des Segelbootes gebracht, und lächelnd fragt er die zitternde Marie: „Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich entere?"

Dann faßt er mit beiden Händen den Bord des Segelbootes, und im nächsten Augenblick schwingt er sich hinüber so leicht und keck, daß Marie, die dies bemerkt, empört ist über seine Zudringlichkeit. Er nimmt neben ihr Platz und ergreift ihre Hand. Ihr Gesicht ist zur Seite gewendet, und sie fühlt, wie durch ihren Körper ein Zittern geht, in ihrer Brust ein Krampf fast das Athmen verhindert. Sie weiß, daß sie empört ist über diesen Mann, der mit solcher rücksichtslosen Vertraulichkeit sich ihr genähert hat, aber da klingt seine Stimme wieder an ihr Ohr, und sie muß unwillkürlich hinhorchen.

„Fräulein Marie," sagt diese wohltönende Stimme, und sie klingt zuerst etwas unsicher, „ich sah Sie von Ihrer Villa herunter nach dem Bootshause gehen und hier Platz nehmen. Ich sah Sie, weil ich schon seit der frühesten Morgenstunde durch mein Glas Ihre Villa beobachtete. Weshalb ich das that, werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen das Weitere sage, das ich Sie mit Geduld, aber mit aller Freundlichkeit Ihres Herzens anzuhören bitte. — Ich bin herübergekommen, um eine Frage an Sie zu stellen, gleich wichtig für Sie und für mich, wichtig für uns Beide für das ganze Leben. Wir sind noch jung, aber doch muß die Frage gestellt werden, weil ich in wenigen Tagen wieder meine Angehörigen verlasse und vielleicht erst nach langer Zeit wiederkehre. Ich lasse hier etwas zurück, ein für mich unendlich kostbares Etwas, nach dessen Besitz ich mich mit allen Kräften meines Herzens sehne, und ich fürchte, dieser Besitz könnte mir leicht von einem Anderen entrissen werden. — Fräulein Marie, ich frage Sie hiermit, ob Sie mir gestatten wollen, mich auch aus der Ferne um Sie zu bewerben? Lassen Sie mich in anderer Weise zu Ihnen sprechen, als es vielleicht bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Ich will Ihnen nicht von meinem Herzen reden, denn ich will, Sie sollen es erst kennen lernen, und ich erwarte von Ihnen jetzt keine Gefühle nach so kurzer Bekanntschaft, die erst langsam heranreifen müssen, um echt zu sein, aber ich halte jetzt Ihre Hand und frage: Wollen Sie gestatten, daß ich einst wiederkomme, um diese Hand in die meine zu nehmen für die Zeit meines Lebens?"

Ihre Hand zuckte leise in der seinen, aber ihr Kopf wendet sich nicht zu ihm, und nur das rasche Athmen der jugendlichen Brust verräth den Aufruhr, der im Innern des Mädchens tobt.

Ein düsteres Schweigen ruht auf dem Boote und seiner Umgebung. Beklemmung zieht ein in die Brust des jungen Mannes, der jetzt die Hand des Mädchens losläßt und fast tonlos sagt: „Verzeihen Sie, wenn ich Sie in eine Situation brachte, die unangenehm und peinlich für Sie sein muß. Aber vielleicht vergeben Sie mir, wenn Sie daran denken, daß die Hoffnung eines liebenden Herzens mich zu der Frage bewog . . . Doch ich will mich Ihnen nicht ferner aufdrängen. Wünschen Sie, daß ich Sie verlasse?"

„Ja," kommt es tonlos von den Lippen Mariens. Sie erschrickt über dieses Ja; denn im ersten Augenblick scheint es ihr, als habe jemand anderes, nicht sie selbst, dieses Wort ausgesprochen. Sie möchte es im nächsten Augenblick zurücknehmen und thäte es doch nicht, gälte es auch ihr Leben. Sie fühlt es als eine Erleichterung, als der junge Mann sich mit einem Seufzer erhebt und über Bord in sein Skiff steigt. Sie wendet sich nicht um, als rasche Ruderschläge ihn forttreiben. Sie wagt es erst zaghaft hinzublicken, als er weit von ihr entfernt ist.

Nun erhebt sie sich und schreitet zurück über die Bordkante des Schiffes und über die Laufplanke des Bootshauses, und dort muß sie sich festhalten eine ganze Zeit lang, weil ihre Kniee zittern und vor ihre Augen sich ein Nebel legt. Dann rafft sie sich aber auf und geht finsteren Gesichts durch den parkartigen Garten zurück bis in ihr Zimmer, das sie erst vor einer Stunde verließ.

— — — — — — — — —

Warum wird Marie das Gefühl der Bitterkeit und des Schmerzes nicht mehr los? Warum fühlt sie sich so unglücklich, daß sie an sich selbst und am Leben verzweifelt? Warum fühlt sie sich gedemüthigt und gekränkt? Als Emil ihr seinen Antrag machte, beleidigte er sie doch nicht?

Und doch, sie fühlt sich verletzt, sie fühlt sich gekränkt, weil der junge Mann nach so kurzer Zeit schon mit einer Werbung an sie herantrat; sie fühlt sich verletzt, weil er sie für ein leicht zu gewinnendes Weib hält, das sich ihm sofort in die Arme wirft, wenn er nur winkt. Und dann hat sie sich die Liebe auch ganz anders gedacht. Sie kennt ja die Liebe schon aus Büchern und Zeitschriften, und hat sich ihren Liebestraum längst zurechtgelegt, wie dies alle junge Mädchen thun. Sie träumte davon, daß Derjenige, der sie anbete,

entweder ein Prinz oder ein armer Geächteter, Verfolgter sein würde, am allerwenigsten aber dachte sie an einen — Kaufmann. In dem Roman, den sie sich selbst konstruirt hatte, spielte auch der Held eine ganz andere Rolle. Dort war er ein Mensch voll glühender Schwärmerei, der mit seiner Liebe fast bis an die Grenze des Wahnsinns ging, der sich der Geliebten zu Füßen warf und ihr mit feierlichen Schwüren seine Liebe zusicherte.

Und wie war hier die Wirklichkeit anders gewesen! Auf einem Bootsrand sitzend bei der Morgenbeleuchtung des See's einige Worte so kühl und geschäftsmäßig, als handle es sich um den Abschluß eines Kaufes oder Verkaufes!

Wenn die Sache *nicht so verletzend*, nicht so alles Gefühl Mariens *aufregend gewesen* wäre, sie hätte lachen können. Und daß gerade *dieser* Mensch es sein mußte, der sich so taktlos betrug, vor dem sie Furcht gehabt hatte und gegen den jetzt in ihr ein neues Gefühl emporstieg, das sie zum ersten Mal empfand, das des Hasses, des Abscheus.

O, wenn sie jetzt ein Herz gehabt hätte, an das sie sich hätte wenden können! Aber sie stand allein, jetzt erst recht wie eine Verlassene auf einer einsamen Insel. Wenn ihr Vater sie jemals aufmerksam betrachtet hätte, wäre ihm an diesem Tage aufgefallen, daß ihr Gesicht bleicher als sonst, daß ihr Blick unstät war und daß ihre Hände zitterten. Aber er betrachtete sie so flüchtig, als sie zusammen bei Tische saßen, wie er sie stets betrachtet hätte, kaum so genau wie sein Eßbesteck.

Ja, sie zitterte und bebte und wußte nicht, wovor. Sie wußte, daß irgend etwas Unheimliches, Unbestimmtes, Dämonisches in ihrem Inneren mehr und mehr Platz eroberte. Sie fühlte, daß gewissermaßen eine zweite Natur in ihr lebendig wurde, die ihren eigenen Willen, die das Gefühl *ihres Ichs unterjochen wollte*. Sie mußte immer wieder daran denken, daß die erste Regung dieser zweiten Natur das „Ja" gewesen war, das sie Emil zugerufen hatte, und womit sie ihn vertrieb. Sie empfand plötzlich etwas wie Gewissensbisse über dieses Ja; denn es erschien ihr jetzt, wo sie ruhiger darüber dachte, wie eine Beleidigung des Mannes, der ihr seine Liebe antrug. Aber wenn sie sich bemühte, einen Gedanken festzuhalten oder ein Gefühl aufleben zu lassen, so kreuzten sich die Gedanken und Gefühle immer wieder mit anderen Gedanken und anderen Regungen des Geistes und des Herzens.

Marie war in ihrem Innern so zerrissen und verwirrt, daß sie am Abend auf ihrem einsamen Zimmer stundenlang schluchzte und in diesem Schluchzen am Tische sitzend einschlief. Sie warf sich dann später angekleidet auf das Bett, und in fieberhaften Träumen und in unruhigem Halbschlaf verharrte sie bis zum Tagesanbruch. Sogar ihre Mutter frug heute, allerdings nur so obenhin, ob sie sich nicht wohl fühle, weil sie so blaß sei, und das Herz wollte Marie springen bei dem Gedanken, daß sie jetzt sich nicht an die Brust der Mutter werfen, daß sie ihr nicht gestehen konnte, welch' ein Zwiespalt in ihrem Innern ausgebrochen war.

Am Nachmittag erschien Emil mit seiner Schwester. Marie war zuerst fassungslos über diesen Besuch. Sie fand es unverzeihlich, unbegreiflich, daß dieser Mensch es wieder wagte, ihr unter die Augen zu treten, sie zu begrüßen und mit ihr zu sprechen, als sei nie etwas zwischen ihnen vorgefallen.

Sie war so bestürzt, daß Emil's Schwester, die ältere Freundin, die Befürchtung aussprach, sie sei krank. Aber Marie wehrte ab.

„Laß nur, Gertrud," sagte sie, „es wird mir besser werden. Laß mich nur einen Augenblick nach meinem Zimmer gehen und mir die Stirn kühlen."

Dann saß sie in ihrem Zimmer brütend und grübelnd, bis sie zu dem Resultat kam, daß Emil's Handlungsweise die einzig richtige sei. Niemand durfte wissen, was zwischen ihnen Beiden vorgefallen sei. Es lag im Interesse Beider, daß das Geheimniß auf das Strengste gewahrt wurde, und sie wollte ihm ebenso ruhig entgegentreten, wie er sie begrüßt hatte. Sie hatte zwar seinen Blick nicht gesehen, denn sie war demselben ausgewichen, aber sie wollte ihm jetzt begegnen mit einer Ruhe und einer Kälte, welche die Strafe sein sollte für seine Anmaßung und seine Dreistigkeit.

Mit diesem trotzigen Entschluß kehrte sie zurück, um sich ihren Gästen wieder zu widmen. Ihr Auge suchte in der That jetzt dasjenige Emil's, sie wollte ihm damit schon zu verstehen geben, was sie sich vorgenommen; doch rasch schlug sie zitternd ihren Blick nieder, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie hatte einen spöttischen, sie hatte einen kalten Blick von ihm erwartet, aber nicht diese Wehmuth, die aus seinen Augen leuchtete. Klagte er wirklich um ein verlorenes Glück?

Gertrud schlug vor, eine Segelparthie zu machen, es würde das Marie bei ihrem Kopfschmerz und ihrer Nervosität außerordentlich wohl thun; und Marie erklärte sich dazu bereit, weil sie auch auf alles Andere eingegangen wäre. Sie fand sich auch bereit deshalb, weil ihr der Gedanke schon eine Art angenehmen Schmerzes bereitete, mit dem Mann, den sie so sehr haßte, auf dem kleinen Raume des Bootes für längere Zeit vereinigt zu sein. Sie bestiegen das Boot, das Emil mit einigen Stößen des Bootshakens hinaus auf den See trieb. Hier wehte frischer Wind, der bald das aufgezogene Segel faßte, und zischend zerschnitt der scharf gebaute Kiel des Bootes die Wellen, die um seinen Bug spielten.

Die Mädchen unterhielten sich, während Emil sich mit Steuern und Segeln beschäftigte. Sie kreuzten auf bis in die Mitte des See's, und Emil hatte genug zu thun, um das Schiff dorthin zu bringen, wohin er wollte, weil der Wind zeitweise vollkommen einschlief, um dann stoßartig aufzufrischen. Schließlich sank das Gespräch der beiden Mädchen zum Flüstern herab. Gertrud erzählte Marie, daß ihr Bruder wieder fortgehen würde, und daß sie besorgt um ihn sei, weil er seit gestern ihr so verändert vorkomme.

Welche Freude Marie darüber empfand, daß er durch ihre Abweisung gekränkt worden war! Ja, sie empfand in der That eine Freude, eine Freude, die sie vor Abscheu über sich selbst zittern machte, eine Freude, die ihr das Herz zu zerreißen drohte.

Unten am Horizont ist eine Wolke aufgestiegen, grau und auffallend hell. Sie ist dicht zusammengeballt und breitet sich bankartig am Horizonte aus. Sie schiebt sich schließlich in breiter Wand höher und höher empor, und eine unerträgliche Schwüle lagert sich zusammen mit vollständiger Windstille auf dem See, auf dessen Mitte das Boot jetzt regungslos liegt.

„Wir bekommen ein Gewitter," wendet sich Emil jetzt zum ersten Male an die Mädchen, „hoffentlich haben Sie keine Angst," sagt er besonders zu Marie.

Diese schüttelt nur den Kopf und wendet sich wieder zu Gertrud. Mit untergeschlagenen Armen steht Emil, durch das Segel den Blicken der Mädchen entzogen, am Mast, und sein Auge blickt besorgt nach der immer breiter und höher werdenden Wolkenwand, die sich da hinaufschiebt. Er versucht das Boot, das auf dem regungslosen Wasser sich nur schwer bewegen läßt, durch ein Ruder, das er auslegt, zu wenden, um den Gewitterwind, der herannahen muß, aufzufangen und zur Rückfahrt zu benutzen. Das Boot gehorcht nur widerwillig dem leisen Plätschern des Ruders, und plötzlich sieht Emil die Spur des herannahenden Gewittersturmes auf dem Wasserspiegel dahergezogen kommen. Eine weiße, *schäumende Linie* nähert sich mit orkanartiger Geschwindigkeit dem Boot, ein Sausen und Pfeifen in der Luft — dann faßt ein Windstoß von seitwärts das Segel, das Emil im letzten Moment herunterzureißen sucht.

Ein dreifacher Schrei — das Boot *ist gekentert* . . .

Das erste Donnergrollen klingt dumpf herüber, während Emil sich aus dem Wasser auf den Kiel des Bootes schwingt und mit kräftigen Armen Gertrud und Marie zu sich hinaufzieht, die soeben dicht neben dem Boote auftauchen. Sie nehmen alle Drei auf dem Kiel des Bootes Platz und starren einander mit entsetzten Gesichtern an. Kein Wort wird gesprochen, und es wäre auch vergeblich, sich bemerkbar machen zu wollen, denn das Brausen des Sturmes übertönt Alles. Der Orkan aber läßt auch das Boot schwanken und rollen, und nur mit Mühe halten sich die Gefährdeten auf demselben fest. Emil fürchtet, es könne nochmals umschlagen, und sein Entschluß ist im Augenblick gefaßt. Er muß das Boot verlassen, schwimmend das Ufer zu erreichen suchen um dann in einem anderen Boote die Mädchen zu holen. Es ist ein großes Wagestück, in dem aufgeregten See so weit zu schwimmen, aber auf dem Boote bleiben kann er nicht — die dreifache Last ist zu groß.

Er wirft einen Blick auf das angstverzerrte Gesicht seiner Schwester, einen Blick auf das Gesicht Mariens, er möchte aufschreien und jubeln im Augenblick, wo er sein Leben auf das Höchste gefährden soll. Die Augen Mariens sind voll und klar auf ihn gerichtet, sie blickt ihn an so ruhig und doch so bedeutungsvoll, als säße sie mit ihm im Zimmer, und als wäre das Brausen des Sturmes um sie *herum eine Musik*, die es ihnen ermöglichte, ihre Gefühle miteinander auszutauschen. Sie blickt ihn an, wohl unbewußt der Gefühle, die sie in diesem Augenblick bewegen, und doch so verständlich für den jungen Mann.

Dieser muß die Augen schließen, um seiner Gefühle Herr zu werden. Dann läßt er sich von dem Kiel heruntergleiten und versucht, an's Land zu schwimmen. Fast gleichzeitig mit ihm wirft sich Marie hinter ihm her vom Boot hinunter in den See. Sie handelt impulsiv, der zweiten in ihr lebendig gewordenen Natur folgend, die ihr zuruft mit tausend Stimmen, daß sie ihn nicht verlassen dürfe, daß sie mit ihm zusammen sterben müsse. Mit dem Wahnsinn der Verzweiflung macht sie die Schwimmstöße und befindet sich bald neben Emil, der entsetzt zur Seite blickt, als er sie bemerkt. Sie hebt ihren Kopf aus dem Wasser und bringt ihren Mund dicht an sein Ohr. Wie ein gellender Schrei klingt es aus ihrem Munde: „Emil — Emil, verlaß mich nicht!"

Dann streckt sie die Arme in die Luft und sinkt unter.

— — — — — — — — — — —

Vom Lande her war das Boot beobachtet worden, und gerade vom Dorf aus, in dessen Nähe es sich befand, hatte man bemerkt, welches Unglück geschehen war. Mehrere Kähne, von Fischern gerudert, kamen heran. Sie kamen zum Glück in dem Augenblick an, als Emil mit den letzten Kräften gegen das Untersinken kämpfte, während er die ohnmächtige Marie mit dem Kopfe über Wasser hielt. Sie wurden in das erste Boot gezogen und an Land gebracht, während ein zweites Boot Gertrud abholte. —

In später Abendstunde erwacht Marie in der Fischerhütte, in der sie Aufnahme gefunden

hat, wieder zum Bewußtsein. Die Frauen beschäftigen sich weiter mit ihr, und als sie bemerken, daß die Patientin sich erholt, versehen sie dieselbe mit frischen Kleidern, und Marie sieht ganz entzückend aus in der sonntäglichen Tracht eines Fischermädchens.

Wie im Traum erscheinen ihr die Vorgänge des Nachmittags, und doch wagt sie nicht, die Frage zu stellen, die ihr auf den Lippen brennt, die Frage nach der Rettung Emil's. Sie ahnt, daß es ihr Tod sein würde, wenn sie erfahren sollte, daß sie allein der Katastrophe entronnen sei. Die Fischerfrauen verlassen sie auf einen Augenblick, und herein tritt Emil. Er wirft einen stummen Blick auf das erröthende Gesicht Mariens — und sie liegt an seiner Brust.

Er bedeckt ihr Gesicht mit Küssen und flüstert ihr dann zu: „Warum mußtest Du mich zurückweisen und mir so tiefes Herzeleid anthun?"

„Weil ich noch ein Kind war," flüstert Marie.

„Und jetzt?" fragt Emil.

„Jetzt bin ich ein Weib geworden, ein liebendes Weib, mit Sturmgebraus ist die Liebe in mein Herz eingezogen. Laß uns zu Gertrud gehen, mein Geliebter. Als ich Dich von mir wies, liebte ich Dich ebenso wie jetzt, nur wußte ich es nicht. Es bedurfte der Hand des Schicksals, daß durch das Unglück unser Glück begründet wurde. Komm zu Gertrud!"

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Gestillte Duellwuth. — Die bekannte französische Duellwuth trieb während der Restaurationszeit ihre lächerlichsten Blüthen. Ein eklatantes Beispiel hierfür erzählt Frau v. Bassonville in ihren Memoiren. Eines Abends plauderte der Gardeoffizier Vikomte Sirandier mit einem Freunde auf dem Ball der großen Pariser Oper, als plötzlich ein Unbekannter an sie herantrat und dem Vikomte eine Ohrfeige versetzte. Das machte begreiflicher Weise ungeheures Aufsehen. Der Fremde entschuldigte sich jedoch, er habe sich in der Person geirrt, doch konnte dies das Duell nicht verhindern. Im Zweikampf erhielt der Beleidiger, ein reicher Amerikaner, einen Degenstich in den Arm. Das erschien dem Vikomte jedoch zu wenig; nach vierzehn Tagen forderte er den mittlerweile geheilten Gegner auf's Neue und verwundete ihn sehr gefährlich durch einen Stich in die Brust. Doch auch diesmal überstand der Yankee die Verwundung und schiffte sich nach seiner Genesung nach Louisiana, seiner Heimath, ein. Mittlerweile regnete es in den Pariser Lokalblättern Spötteleien, man konstatirte, daß sich die Leute, die von den königlichen Gardisten im Zweikampfe „getödtet" würden, sehr wohl befänden und so fort. Dies bestimmte Sirandier, seinen Beleidiger bis nach Louisiana zu verfolgen. In New-Orleans stellte er sich ihm gegenüber und erklärte ihm ungenirt, er müsse ihn tödten. Der Amerikaner frug, ob denn der gräßliche Haß noch nicht gesättigt sei. „Ich hasse Sie keineswegs," entgegnete der Franzose verbindlich, „ich bin aber Ihren Tod meiner militärischen Stellung schuldig."

„Dann quittiren Sie!"

„Ich besitze kein Vermögen."

„So?" rief der Amerikaner erfreut, „dann vermag ich uns Beiden zu helfen. Ich habe eine hübsche Tochter, heirathen Sie dieselbe und ich gebe Ihnen eine Million Mitgift!"

Der Vikomte fand die Dame wirklich reizend, verliebte sich in sie — und erheirathete ein Vermögen, das ihm gestattete, seine militärische Karrière aufzugeben und das Leben seines Schwiegervaters zu schonen. [Kl.]

Treffende Antwort. — König Georg III. von England hatte dem Marquis d'Arlandes, den er seiner Freundschaft würdigte, viele Versprechungen gemacht, die aber immer auf ihre Erfüllung warten ließen. Als der arme Marquis bald darauf mit einem Aëronauten eine Luftfahrt machte, scherzte der König mit ihm darüber, daß er in die Lüfte steigen wolle. „Ich muß ja wohl, Sire," sagte d'Arlandes, „um die Luftschlösser zu besuchen, die Sie mir versprochen haben." [D. C.]

Humoristisches.

Verhängnißvoller Wunsch.

Dienstmädchen: Ich wünsch' der gnädigen Frau viel Glück zu Ihrem Namenstag' und daß alle Ihre Wünsche im neuen Lebensjahr in Erfüllung gehen möchten.

Hausherr: Um's Himmels willen, Kathi, nehmen Sie Ihren Wunsch zurück, denn sonst wär' ich in vier Wochen bankerott.

Unverfroren.

Bettler: Ein armer Bettler —

Dienstmädchen: Gehen Sie nur ruhig weiter, meine Madame gibt niemals etwas an der Thür.

Bettler: Nicht? Na, da fragen Sie doch einmal, ob ich nicht vielleicht hineinkommen darf.

Bilder-Räthsel.

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 25:

Verstand braucht man zum Rathen, Glück und Herz zu Thaten.

Buchstaben-Versetzungsaufgabe.

Es soll aus zwei Wörtern durch Umstellung der Buchstaben immer ein neues Wort gebildet werden. So wird aus:

1) Dienst und Wien ein Theil von Amerika,
2) Siegen und Inn eine schlimme Eigenschaft,
3) Lunte und Niger eine Stadt in Württemberg,
4) Weise und Band eine deutsche Badestadt,
5) Hanau und Reh ein größerer Vogel,
6) Garten und Zehe ein See in Palästina,
7) Säure und Thann eine bekannte Oper,
8) Lina und Zige ein Land in Oesterreich,
9) Dinte und Esel ein werthvolles Mineral,
10) Wald und Sehne ein Klettervogel,
11) Pia und Hans eine persische Stadt,
12) Widder und Lena ein beliebter Aussichtspunkt am Rhein,
13) Rentier und Seni eine bekannte Weinsorte,
14) Butte und Hai ein körperliches Leiden.

Sind alle Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein deutsches Sprichwort. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 27.

Auflösungen von Nr. 25: des Räthsels: Ganges, Gesang; des Logogriphs: Jade, Ade, Ja.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.